

Bürgerkomitee Leipzig e.V.

für die Auflösung der ehemaligen
Staatssicherheit (MfS)



Träger der Gedenkstätte

Museum in der „Runden Ecke“ mit
dem Museum im Stasi-Bunker

Dittrichring 24 · 04109 Leipzig
Postfach 10 03 45 · D-04003 Leipzig
Tel.: 0341 / 9 61 24 43
Fax: 0341 / 9 61 24 99
Internet: www.runde-ecke-leipzig.de
E-mail: mail@runde-ecke-leipzig.de

RESÜMEE

Leipzig, den 26.05.2010

Unser Zeichen: resümee_lehmann_grube.doc

"Wir sind das Volk" - Montagsgespräch im Museum in der "Runden Ecke" mit Hinrich Lehmann-Grube am 03.05.2010, 19.00 Uhr

„In Deutschland haben wir zweimal großes Unglück über die Welt gebracht, jetzt haben wir Möglichkeit ein großes Friedenswerk zu begehnen. Da mach ich mit.“ Denn eigentlich hatte Hinrich Lehmann-Grube 1990 gar keinen Grund in die DDR überzusiedeln, deren Staatsbürgerschaft anzunehmen und sich zum Bürgermeister von Leipzig mit seinen „kaputten Straßen, kaputten Häusern und kaputten Politikern“ wählen zu lassen. Trotzdem brachte er den Mut auf; den Mut zu einer anderen Politik, den Mut zur Verantwortung, neun Jahre lang.

Hinrich Lehmann-Grube wurde 1932 im ostpreußischen Königsberg als Sohn eines Kinderarztes geboren. Seine Kindheit empfand er an der Seite seiner vier Geschwister als „glücklich und unbeschwert“, trotz der Diktatur der Nationalsozialisten, die in der sozialdemokratisch geprägten Familie ein stetiger Gegenstand war. Dem Wahnsinn des Endsieges schenken die Eltern keinerlei Glauben, sodass der Vater am Ende des Zweiten Weltkrieges schnell entschlossen handelte, als es hieß Ostpreußen als „Festung“ zu verteidigen. Er schickte die Familie nach Hamburg, wo sie im Haus des Großvaters unterkam. Dort erlebte Lehmann-Grube einen geregelten Schulalltag, fern von Massengebombardements und Kämpfen. Das grausame Schicksal der Flucht blieb ihm erspart.

Als 16-Jähriger wurde ihm das Glück zuteil, mit der ersten deutschen Schülergruppe ein Jahr in den Vereinigten Staaten zu verbringen, wo er bei einer sehr religiösen Familie in einem ländlichen Teil ein schönes und „prägendes“ Jahr erlebte. Den Entschluss Jura zu studieren fasste er, nachdem er einen Freiwilligendienst in der Kinderpsychiatrie leistete, der ihn zu der Entscheidung brachte, nicht Arzt zu werden.

Da Hinrich Lehmann-Grube von Eltern und Großeltern eine dezidierte Haltung gegen den Nationalsozialismus und den Krieg erfahren hatte, blieb der typische Generationenkonflikt aus. Auch wenn mit Freunden und Familie viel zu aktuellen politischen Themen diskutiert wurde, bezeichnete er seine Sicht auf die deutsche Situation angesichts des Kalten Krieges als recht „naiv.“ Dass die Sowjetunion den besetzten Teil Deutschlands nicht wieder hergibt, war schon damals „völlig klar“ mit der Begründung: „Wir haben einen Krieg verschuldet, wir müssen das bezahlen“, was zu Folge hatte, dass die Teilung bei ihm kein Streitthema war, im Gegenteil: Sie wurde „billigend in Kauf genommen.“

Nach seinem Examen heiratete er 1957 und absolvierte anschließend ein Referendariat beim Nürnberger Städtetag. Die Gesetzgebung jener Zeit beschreibt Lehmann-Grube als „geprägt von dem Willen Neues zu denken“, sodass er mit Referentenentwürfen für das Lastenausgleichsgesetz oder das Städtebauförderungsgesetz mit an einem soliden Fundament gebaut hat, nach dem heute noch gearbeitet wird. Den Grund für seine stringente und rasche Karriere vom Assessor bis zum gerade mal 32-jährigen Beigeordneten des - für ihn - interessantesten Dezernats für Bauentwicklung in Nürnberg lag auch in dem Umstand begründet, dass seine Konkurrenz „in Russland begraben lag.“ 1967 wechselte er nach Köln und arbeitete als Beigeordneter für allgemeine Verwaltung, wo er ein Jahr später Personalchef von 23.000 Mitarbeitern wurde.

Wie er denn die innerdeutsche Situation um 1968 wahrgenommen habe, lautete eine Frage der Moderatoren, und ob es für ihn auch eine prägende Zeit gewesen sei. Entgegen der Vermutung, die Lehmann-Grubes Biographie – mit 14 Jahren bei den Falken, danach SDS, später SPD – nahe legt, gesteht dieser nie „ein eifriger Parteisoldat gewesen zu sein.“ Im Vordergrund standen seine Promotion, die berufliche Karriere sowie seine zu dieser Zeit geborene erste Tochter. Sein langjähriger Wunsch,

Chef einer Großstadtverwaltung zu werden erfüllte sich, nach einer verlorenen Wahl gegen Kurt Rossa in Köln, schließlich 1979 in Hannover.

Die Frage, ob er denn schon 1979 nach Osten geschaut habe, verneinte er: „Damit war ich keine Ausnahme“, denn ein Bezug bestand weder auf persönlicher, noch auf einer geschäftlichen Ebene. Das sollte sich mit der 1987 geschlossenen Städtepartnerschaft Hannover-Leipzig ändern. Obwohl Hinrich Lehmann-Grubes persönliches Augenmerk auf „menschlichen Beziehungen und geistigem Austausch“ lag, hatte er noch längst „keine Einheit Deutschlands im Kopf.“ Immerhin, von da an war Leipzig für ihn ein Thema. Den ersten Eindruck vom Osten gewann er mit den „demütigenden“ Grenzkontrollen. Leipzig hingegen hatte für ihn schon damals eine gewisse kulturelle Bedeutung, ein Lichtblick am Ende eines Tunnels, den es noch entlang der schmutzigen Wände, durch die industriell verschmutzte Luft und über die hermetisch abgeriegelte Grenze hinweg zu durchschreiten galt, so Lehmann-Grube.

Dass in diesem Land, mit dem man die Geschichte, die Sprache, die Kultur teilt, doch etwas „Unerhörtes“ passiere, bemerkte der Oberstadtdirektor trotz vorheriger Leipzig-Besuche, bei dem ihm ein SED-Stadtrat versicherte, es sei „alles in Ordnung“, erst am 9. Oktober 1989. Bei diesem Umbruch wollte er sich an vorderster Front engagieren und studierte akribisch über die Medien alle Vorkommnisse im anderen Teil Deutschlands, dessen Interesse bisher ausschließlich politisch, aber „vom Herz [...] kein Thema“ war. Bereits am 9. Oktober habe er jedoch „gewisse Mauerrisse“ im DDR-Staatsgebäude erkannt. Mit der „großen Euphorie“, mit der am Tag des Mauerfalls in Hannover die DDR-Bürger empfangen wurden, fühlte er eine mindestens so „große Bereitschaft für dieses ‚Neue‘ sehr viel zu tun.“

Am 18. März 1990, dem Tag der ersten freien Volkskammerwahl, bekam die SPD, wie Lehmann-Grube selbst gesteht, „mit Recht furchtbar eins auf die Mütze.“ Um in Leipzig einem ähnlichen Fiasko für die Partei zu entgehen, riefen ihn Vertreter der Leipziger SPD in der Nacht auf den 20. März 1990 an und schlugen ihm vor, bei der Kommunalwahl für die SPD als Oberbürgermeister zu kandidieren. Dieses Angebot wollte er nicht ausschlagen, da er „das Gefühl habe, dringend gebraucht zu werden.“ Die Entscheidung brachte eine Reihe drastischer Umstellungen mit sich, die von einem Westdeutschen bis dato unerwartet waren und von Lehmann-Grube viel abforderten. Die Kraft dazu hätte er ohne seine Familie, die mit ihm nach Leipzig zog, wohl nicht aufgebracht. Auch nahm er die Gehaltsumstellung von 9000 DM-West auf 2000 DM-Ost und die verpflichtende Annahme der DDR-Staatsbürgerschaft in Kauf. „Nur das politische Umerziehungslager blieb außen vor.“ Der 1. Mai 1990 im Clara-Zetkin-Park brachte schließlich mit einer 20-Minuten-Rede für ihn selbst und für viele Leipziger die Bestätigung, er sei der Richtige für dieses Amt, das er bei der gewonnenen Kommunalwahl dann auch erhielt.

An die erste Zeit in Leipzig, in der sich niemand mit Verwaltungsangelegenheiten auskannte, erinnert sich Lehmann-Grube nur noch episodenhaft. Seine eigene Vorgabe war, niemanden von den alten Kadern ins Boot zu holen. Die Neuen sollten fehlende Erfahrung durch politische Zuverlässigkeit, Motivation und „kreative Intelligenz“ kompensieren. Hierzu stellte er sich unabhängig von Parteien eine Mannschaft zusammen indem er den Runden Tisch „plündern“ ging. Als er schließlich doch seinen SED-Vorgänger Hädrich zum Kämmererchef machte, schlug ihm das erste Mal geballter Widerstand entgegen. Trotz der immensen Personalnot musste er primär diese rudimentäre Stadtverwaltung wieder funktionsfähig machen. Sich selbst hat der neue Bürgermeister nie als den Architekten dieser Stadt gesehen, vor der er so viel Respekt hatte. Vielmehr als „Gärtner“ eines ursprünglich sehr schönen Gartens, an dem viele Winter vorübergegangen waren und in dem man nun das Leben in den tiefen, toten Wurzeln finden müsse. Kulturell war noch vieles erhalten, doch wirtschaftlich war Leipzig tot.

Inspiziert von den Runden Tischen, die ihm sehr imponiert hatten, konzipierte Lehmann-Grube sein eigenes, sein Leipziger Modell, bei dem zunächst alle für das Wohl der Stadt arbeiteten. Die Parteiinteressen spielten hier erst in zweiter Linie eine Rolle. Seine westdeutschen Kollegen verstanden nicht, wie er viele Probleme im Plenum diskutieren konnte, zumal konstruktiv. Wenn Lehmann-Grube vorher einmal einen Blick in Richtung DDR geworfen hatte, dann immer von Außen. Jetzt steckte er mittendrin. In diesem Machtapparat, umgeben von alten SED-Politikern, MfS-Mitarbeitern und konfrontiert mit der Vergangenheit einer Diktatur, die er nicht miterlebt hatte. Es gab viele Verdächtigungen, die nicht offen ausgesprochen wurden. Die Behandlung solcher Fälle delegierte er, aber das Verfahren sollte rechtsstaatlich und transparent sein. Eine Vierer-Kommission benötigte ein Jahr um alle Verdachtsfälle abzuarbeiten. Es gab nur sehr wenige der 200 Mitarbeiter, die nicht mehr in der Stadtverwaltung arbeiten durften. Diese Distanz zur DDR und auch zur Stasi ließen ihn die Prioritäten ganz anders setzen. Sachfragen standen im Vordergrund, mit unzureichenden Mitteln musste die Stadt regiert werden und es fehlten 100.000 Arbeitsplätze. Es gab eine Fülle von Sachproblemen und die „Vergangenheit hat nicht die dominante Rolle gespielt.“ Wohl oder übel.

Im Resümee sieht Hinrich Lehmann-Grube die letzten 20 Jahre als Erfolgsgeschichte. Für das, was ohne Waffengewalt bewegt wurde, steht die Friedliche Revolution exemplarisch. Selbst wenn es ein schwieriger Prozess war, trotz Euphorie nicht richtig angepackt wurde, auf große Erwartungen große Enttäuschungen folgten, spricht er sich doch dafür aus, dass das Positive in dieser Bilanz überwiegt.